

(Nachdruck verboten.)

24]

Cressy.

Roman von Bret Harte.

Nichts war Ford geblieben als seine Stimme, welche den Angreifern klar und schneidend entgegenkante:

„Ihr seid zwölf gegen einen,“ sagte er ruhig, „aber wenn unter Euch ein einzelner ist, der hervorzutreten und mich dessen anzulagen wagt, was Ihr alle zusammen mir zur Last legt, dem werde ich sagen, daß er ein Lügner und Feigling ist, und hier stehe ich und will es gegen ihn ausfechten. Ihr kommt her als Ankläger und Richter zugleich und verurteilt mich ohne Untersuchung und Verhör; Ihr kommt her als gegenwärtige Rächer Eurer Ehre und wagt es nicht, mir zuzugestehen, daß ich in ebenso gegenwärtiger Weise meine Ehre verteidige.“

Wieder ging ein leises Murmeln durch die Gruppe, doch der Führer trat ungeduldig vorwärts. „Wir haben genug von Ihrem Predigen; wir wollen Sie,“ sagte er rauh. „Kommen Sie.“

„Halt!“ ließ sich eine matte Stimme hören.

Sie kam von einer stummen Gestalt, welche bis dahin bewegungslos neben den andren gestanden hatte. Aller Augen wandten sich dahin, während der Mann in aller Ruhe die Waffe vom Gesicht nahm.

„Hiram Mc Kinstry!“ riefen die andren voll Bewunderung und Argwohn.

„Der bin ich!“ sagte Mc Kinstry und trat mit schwerem Schritt vor. „Ich hab' mich am Kreuzweg Euch angeschlossen statt meines Bruders, der eigentlich kommen sollt'. Ich denk' das ist alles eins — oder vielleicht besser. Denn ich will Euch den Herrn da abnehmen.“

Er hob den schläfrigen Blick zum erstenmale zu dem Lehrer empor und stellte sich zwischen ihn und Harrison. „Ich will,“ fuhr er fort, „ihn beim Wort nehmen, er soll mir mit der Flint' Antwort geben. Und auf alle Fälle denk' ich, ist keiner da, der ein bess'res Recht hat als ich. Manchen Leuten mag's nicht passen,“ fuhr er fort und sah langsam nach der schlanken Gestalt hinter ihm, welche einen zornigen Ausruf hatte hören lassen, „die haben's lieber, wenn elf Männer ihre Privat'händel aufnehmen, aber trotzdem denk' ich, daß der Mann, der am meisten gekränkt ist, das erste Recht hat, zu reden, und der Mann bin ich.“

Mit einer Sorgsamkeit, welche für die Unzufriedenen eine doppelte Bedeutung hatte, reichte er dem Lehrer seine eigene Büchse hin und fuhr fort, ohne ihn anzusehen: „Ich denk', Herr, die haben Sie schon 'mal gesehn, aber wenn sie Ihnen nicht recht ist, wird, hoff' ich, einer von den Herren hier Ihnen die seinige borgen. Und dann brauchen wir auch nicht über die Dorf'grenz' zu geh'n, um das abzumachen; das können wir gleich dort im Busch besorgen.“

Welcher Art auch die Empfindungen und Absichten der andren sein mochten, das Vorrecht Mc Kinstrys gründete sich auf eine tief eingewurzelte Tradition, war also nicht abzuleugnen; wenn jemand dagegen Einwand erhoben hätte, so wäre der nun bewaffnete Lehrer an der Seite Mc Kinstrys mit der Waffe in der Hand für sein Recht eingetreten. Schweigend zogen sie sich zurück, als der Lehrer und Mc Kinstry gemeinsam das Schulhaus verließen, und folgten dann hinterher. Währenddessen wandte sich der Lehrer zu Mc Kinstry und sagte leise: „Ich nehme Ihre Forderung an und danke Ihnen dafür. Nie haben Sie mir eine größere Freundlichkeit erwiesen — doch dürfen Sie mir glauben, daß ich weder jetzt noch sonst je — etwas gegen Sie im Schilde geführt habe.“

„Wenn Sie damit meinen, daß Sie mein Feuer nicht erwidern werden, dann sind Sie auf'm Holzweg. Denn das nuht Ihnen nichts bei denen,“ bemerkte er mit einer Bewegung seiner verkrüppelten Hand gegen die folgende Menge, „und bei mir auch nicht.“

Fest entschlossen jedoch, nicht auf Mc Kinstry zu schießen, in dem Glauben, daß dies der letzte gute Gedanke seines thörichten Lebens sei, schritt er wortlos weiter, bis sie den Rand der Lichtung erreichten.

Die einfachen Vorbereitungen waren bald getroffen. Die mit Büchsen bewaffneten Gegner sollten auf eine Entfernung von achtzig Meter feuern, dann avancieren und den Kampf mit Revolvern fortsetzen, bis einer von ihnen fiel. Als Sekundanten fungierten der ältere Garrison für Mc Kinstry und die bereits erwähnte schlankte Gestalt, welche sich nach kurzem Zaudern freiwillig gemeldet hatte, für den Lehrer. Mit andren Gedanken beschäftigt, beachtete Ford seinen Sekundanten nicht weiter, der nach der Meinung der andren dieses Amt nur übernommen hatte, um Mc Kinstry seine Erbitterung über dessen letzte Beleidigung zu zeigen. Mechanisch nahm ihm der Lehrer die Büchse aus der Hand und schritt auf seinen Platz. Er bemerkte jedoch und entsann sich später dessen, daß sein Sekundant sich hinter einer dicken Fichte, welche rechts den Kampfplatz begrenzte, postiert hatte.

Nicht zu bestreiten ist es, daß, dem üblichen Herkommen entgegen, er weder sein vergangenes Leben an seinem Geiste vorüberziehen ließ, noch ein besonderer Gedanke ihn erleuchtete, er auch nicht seine Seele seinem Schöpfer empfahl, sondern daß er ganz in der Gegenwart lebte und den Gedanken festhielt, nicht auf seinen Gegner zu schießen. Und dabei hatte er das erhebende Gefühl, daß er ganz recht handle und nicht nur nicht ein schlechter Mensch sei, sondern sogar einer, dessen Tod die Ueberlebenden betrauern könnten.

„Fertig? Eins — zwei — drei — Feu...“

Die Schüsse fielen auffallend gleichzeitig — so sehr, daß es dem Lehrer erschien, als habe seine in die Luft gefeuerte Büchse einen doppelten Knall gegeben. Eine kleine Rauchwolke lagerte zwischen ihm und seinem Gegner. Er war unverleht — so schien auch sein Gegenüber, denn wieder ertönte das Kommando:

„Avancieren! — Holla! — Halt!“

Er hob schnell den Blick und sah, wie Mc Kinstry taumelte und schwer zu Boden fiel.

Mit einem Schreckensruf, der ersten und einzigen Regung, die er empfunden, eilte er auf den Gefallenen zu, an dessen Seite eben auch Harrison getreten war.

„Um Gottes willen,“ rief er wild und warf sich neben Mc Kinstry auf die Knie, „was ist geschehen? Ich schwöre Ihnen, ich habe nicht auf Sie geschossen. Ich habe in die Luft gefeuert. Reden Sie! — Sagen Sie es ihm,“ wandte er sich voll Verzweiflung an Harrison. „Sie müssen es ja gesehen haben — sagen Sie ihm, daß ich es nicht war!“

Ein halb erstauntes, halb ungläubiges Lächeln huschte über Harrisons Gesicht. „Natürlich hatten Sie nicht die Absicht,“ sagte er trocken, „aber lassen Sie das. Stehen Sie auf und machen Sie, daß Sie fortkommen, solange es noch Zeit ist,“ fügte er ungeduldig hinzu und mit einem bezeichnenden Blick auf ein paar Männer, welche nach dem plötzlichen Auseinanderstieben der Menge nach Mc Kinstrys Fall noch zögerten. „Fort — wollen Sie?“

„Nein!“ entgegnete der junge Mann lebhaft, „nicht eher, bis er weiß, daß der Schuß nicht von mir war.“

Mc Kinstry stützte sich mühsam auf den Ellenbogen. „Es traf mich hier,“ sagte er langsam und wies auf seine Hüfte, „und es warf mich hin, als ich aufs zweite Kommando vorwärts wollte.“

„Aber ich war es nicht, Mc Kinstry, ich schwöre es Ihnen. Hören Sie doch! Um Gottes willen, sagen Sie, daß Sie mir glauben!“

Mc Kinstry richtete seinen müden Blick auf den Lehrer, als denke er an etwas. „Geh' 'n Augenblick fort,“ wandte er sich an Harrison mit einer matten Bewegung seiner verkrüppelten Hand. „Ich hab' mit dem Mann hier zu reden.“

Harrison entfernte sich ein paar Schritte und der Lehrer versuchte die verwundete Hand zu fassen, wurde aber durch eine Bewegung daran gehindert. „Wo haben Sie Cressy gelassen?“ fragte Mc Kinstry langsam.

„Ich verstehe Sie nicht,“ stammelte Ford.

„Wo haben Sie sie versteckt?“ wiederholte Mc Kinstry schmerzvoll. „Wo haben Sie sie hingebracht, und wo treffen Sie sie, wenn das hier vorbei ist?“

„Ich habe sie nicht versteckt! Ich gehe nicht zu ihr. Ich weiß gar nicht, wo sie ist. Ich habe sie nicht gesehen, seit wir uns heute früh getrennt haben ohne eine weitere Ver-“

abredung", sagte der Lehrer hastig, doch mit einem Stöhnen, welches selbst dem matten Begriffsvermögen des andren nicht entging.

"Ist das wahr?" fragte Mc Kinstry, indem er dem Lehrer die Hand auf die Schulter legte und ihn fest ansah.

"Es ist die volle Wahrheit", entgegnete Ford eifrig, „und wahr ist es auch, daß ich meine Hand nicht gegen Sie erhoben habe.“

Mc Kinstry winkte Garrison und den beiden anderen, welche bei ihm standen, dann sank er zurück, die Hand auf die Seite gepreßt, aus der das Blut langsam hervordrang.

"Ihr könnt mich nach dem Ranch bringen," sagte er ruhig, „und ihm," fuhr er, auf Fordweisend, fort, „gebt das beste Pferd, daß er den Doktor holt. Ich brauch' gewöhnlich keinen Doktor, aber das ist was, das die Alte nicht versteht." Er hielt inne, dann drehte er sich dem Lehrer zu und raunte ihm ins Ohr: „Wenn ich die Kugel in meiner Hüfte zu sehn krieg', werd' ich — werd' ich — schon ruhiger sein.“ Bedeutungsvoll blickte er auf. Der Lehrer verstand ihn augenscheinlich, denn er erhob sich schnell, eilte zu dem Pferde, schwang sich hinauf und jagte davon, während Mc Kinstry die Augen schloß und bestimmungslos zurücksaß.

XIII.

Als Rupert Filgen an dem nämlichen Tage aus der Schule heimkehrte, war er nicht wenig überrascht, Onkel Ben auf dem Baune vor der Thür des bescheidenen väterlichen Hauses sitzen zu sehen, wo er anscheinend auf ihn wartete. Langsam stieg er herab, als Rupert und Hans näher kamen, und blickte mit geheimnisvollem Lächeln den ersteren an.

„Rup, alter Junge, Du hast doch Deine Lumpen alle zusammengepackt, was?“

Ein freudiges Erröten huschte über des Knaben hübsches Gesicht. Doch warf er einen hastigen Blick auf den prüffigen Hans.

„Denn wir woll'n heut um vier mit der Post nach Sacramento," fuhr Onkel Ben fort, sich an Ruperts halb skeptischem Stöhnen ergönd. „Du trittst sozusagen Deinen Dienst als Privat- und Geheimsekretär mit fünfundsiebzig Dollars den Monat und Station dann gleich an, was?“

Ruperts Grübchen vertieften sich in fast mädchenhafter Verlegenheit. „Aber Pa —“ stammelte er.

„Mit dem ist alles in Ordnung. Der hat nichts dagegen.“

„Aber —“

Onkel Ben folgte Ruperts Blick auf Hans, welcher ganz in die Betrachtung von Onkel Bens neuen Hosen vertieft saß.

„Das ist in Ordnung," sagte er mit einem bedeutsamen Lächeln. „Wir mieten 'nen Chinesen, der kann die schweren Arbeiten besorgen.“

„Und der Lehrer — Herr Ford — haben Sie es dem gesagt?“ fragte Rupert froh gestimmt.

Onkel Ben huschte leicht. „Der hat auch nichts dagegen, den' ich. Das heißt," er wischte sich nachdenklich den Mund, „vor 'ner Boch', da hat er's so gut wie erlaubt.“

Ein flüchtiger Schatten des Argwohns trübte den Blick des Knaben. „Seht sonst noch einer mit?“ fragte er schnell.

„Diese Reif' nicht," entgegnete Onkel Ben gefällig. „Hör 'mal, Rup," fuhr er fort und zog ihn mit geheimnisvoller Miene beiseite. „Diese Sach' gehört in das Privatdepartement des Geschäfts. Wie wir erfahren haben —“

(Fortsetzung folgt.)

Die größte Sünde.

(Leffing-Theater.)

Kud nach „Jugend von heute" und nach „Kachsmann als Erzähler", den beiden Komödien, die dem Hamburger Otto Ernst jüngst zu so starker Popularität verholfen, ist die „größte Sünde" eine arge Enttäuschung. Die beiden Lustspiele sind wohl ohne künstlerische Qualitäten, aber sie zeigen — wie wäre auch anders der überraschende Beifall, mit dem sie aufgenommen wurden, zu erklären — Blick für das Bühnenwirksame. Dazu sind einige Szenen wirklich amüsant und erfreuen durch eine muntere, originell geprägte Sprache. Der „größten Sünde" lassen sich nicht einmal diese Vorzüge nachrühmen. Ohne den klingenden Kassenerfolg der beiden ersten Stücke wäre dieses Schau-

spiel — ein, wie es heißt, ungearbeitetes Jugendwerk — wohl niemals mehr vor das Licht der Rampen gekommen. Daß sich Bühnenleiter fanden, die jetzt, nachdem der Name Otto Ernst solchen Kredit beim Theaterpublikum gewonnen hat, den Versuch einer Aufführung wagen wollten, ist bei der herrschenden Dürre der dramatischen Produktion schließlich begreiflich. Es war ja vielleicht nicht ausgeschlossen, daß die freizeittliche und darum, bei unsren Censurverhältnissen, auf der Bühne ungewohnte Tendenz dem Stücke zu einem früheren Erfolg verhelfen werde. Aber unverständlich ist es, wie der Dichter, bei dem man billigerweise doch andre Rücksichten vorauszusetzen hat, zu einem solchen Versuche die Hand bieten konnte. Wir sind gewiß die letzten, die dem Dramatiker die Tendenz, das Eintreten für das, was ihm als Mensch und Staatsbürger wert und teuer ist, verwehren möchten. Und wie gut eine solche männliche Streitbarkeit sich mit stark dramatischer Bewegung vereinen läßt, das hat erst jetzt wieder das Beispiel von Brieg, „Roter Klob" (wenigstens in ihren beiden Mittelakten) klar gezeigt. Je ernster es jemand mit einer Wahrheit meint, um so mehr wird er von dem Dichter, der sein Werk in den Dienst derselben zu stellen denkt, die vollste künstlerische Hingabe an die große Aufgabe verlangen. „Bilde Künstler, rede nicht", heißt es auch hier. Um über die Wahrheit zu „reden", dazu bedarf es deiner nicht, das besorgen andre. Du sollst das Allgemeine, wenn es dir wirklich am Herzen liegt, in die Farbe des Lebens kleiden, es in Charaktere, in Handlung, in Bewegung umsetzen. Nur in dem Ringen nach einer solchen, immer lebendigeren Gestaltung kannst du als Künstler den Ernst, mit welchem du dem Allgemeinen dienst, erweisen.

Die Flüchtigkeit, mit welcher die beiden Lustspiele gearbeitet waren, möchte hingehen. Sie hatten die Entschuldigung eines leichten, meist auf bloße Unterhaltung abzielenden Genres. In der „größten Sünde" gelten diese mildernden Umstände nicht. Gerade weil die Ueberzeugungstreue, die der Dichter hier als höchstes Gut des Mannes feiert, wirklich etwas so Hohes und Großes ist, vermehrt man um so peinlicher, mit innerer Erbitterung, die künstlerische Hingabe an den Gedanken. Man hat den abstoßenden Eindruck des ganz wahllos, ja sogar ganz ohne Rücksicht auf die elementarste äußere Bühnenwirksamkeit Zusammengestoppelten. Papierne Neden, papierne Personen, papierne Konflikte!

Nicht einmal die Mühe hat sich der Autor genommen, einen einigermaßen glaubhaften Konflikt zu erfinden, durch den sein Held zu dem Verrat an seiner Ueberzeugung gebracht wird. Wolfgang Behring, ein junger Freigeist und Journalist, hat sich mit einer reichen Kaufmannstochter verlobt. Seine Weigerung, sich kirchlich trauen zu lassen, bringt die Eltern der Braut, korrekte Bourgeois, natürlich sehr in Hornis. Er schlägt sich dann eine Zeitlang durch Stundengeben und Schriftstellerei mit seiner jungen Frau durch, bis infolge eines freigeistigen Vortrags ein allgemeiner gesellschaftlicher Boykott über ihn verhängt wird. Seine Erwerbsquellen verstiegen, sein Kind stirbt, die Frau wird todkrank und kann, wenn überhaupt, nur durch eine kostspielige Reise nach dem Süden gerettet werden. Es ist verständlich, daß er, unter diesen Umständen, seinen Stolz besiegend sich für die Frau an die reichen Eltern um Hilfe wendet.

Und nun soll man glauben, daß er diesen Eltern Geld für die Rettung der Tochter nur dadurch abzurufen vermag, daß er feierlich auf jedes weitere Wirken für seine Ueberzeugung verzichtet und nachträglich die kirchliche Trauung vollzieht! Wie angeekelt konstatiert, wie unnatürlich und untypisch ist das alles! Und weiter soll man glauben, daß dieser jugendkräftige Mann, statt dann später wenigstens das schimpfliche Joch abzuschütteln und in die weite Welt zu neuem Wirken hinauszuziehen, ständig über seiner größten Sünde brütet, um schließlich, Arm in Arm mit seiner Frau, in einen freigeiwählten Tod zu gehen. So falsch und lächerlich wie die Voraussetzungen, ist dieser Schluß. Und fast noch schlimmer als die Fabel sind die überall eingestreuten, eudlos ermüdenden Episodenschildernngen; es ist, als ob man meilenweit durch losen Sand zu waten hat. Indessen war das Publikum geduldig und ließ die Beifallstürme, die auch hier nicht fehlten, ohne Widerspruch über sich ergehen. Otto Ernst konnte mehrmals erscheinen. —

—dt.

Kleines Feuilleton.

— Hauptmanns Niedergang und die Berliner Literatur-Tyrannei. In der „kölnischen Zeitung" lesen wir: „... Der Mißerfolg des „roten Hahns", der dem Mißerfolge des „Michael Kramer" folgt, läßt kaum noch die Hoffnung übrig, daß Hauptmann über seine früheren Werte zu einer großen Dramatik aufsteigen wird. Es ist vielmehr ziemlich sicher, daß er bestenfalls sich noch einmal auf halber Höhe aufrichtet, aber der Hauptmann, über den eine ganze Literatur entstanden ist, der Hauptmann, in dem man die Zukunft des Deutschen Dramas ahnen wollte, dieser Hauptmann ist gewesen, und die deutsche Literatur geht über ihn hinweg, weil sie schon über manchen kurzlebigen Stern, der an dem Theaterhimmel glänzte, hinweggegangen ist. Aber Hauptmanns Niedergang bedeutet, wie die Dinge einmal liegen, noch mehr. Hauptmann war ohne seinen Willen der große Neuerer, um den sich ein ganzes Programm, eine ganze Bewegung gebildet hat; er war der heimliche Diktator der deutschen Theaterliteratur. Das alles hat ein Ende, und mit

ihm bricht ein Gebäude zusammen, in dem eine ganze Schar schwächerer, aber sehr lauter Geister Obdach gefunden hat. Der Durchfall des „roten Jahns“ ist so etwas wie ein literarischer Börsensturz, wie eine Katastrophe, die ihre Wirkung ausüben muß, wenn auch noch frecher als nach dem „Michael Kramer“ der Versuch gemacht werden sollte, das deutsche Publikum über die Wahrheit zu täuschen. Die Berliner Literatur-Tyrannei hat am 27. November ihr Ende gefunden.“ —

ss. Wirkung des Thees auf die Nerven. Daß übermäßiger Theegenuß gesundheitschädlich wirkt, ist oft betont worden, neu aber sind die direkten Äußerungen der Nervenbeeinflussung durch den Thee, die Gordon vor der Pariser Neurologischen Gesellschaft beschrieben hat. Selbstverständlich handelte es sich nur um solche Kranke, die den Thee in unvernünftig großen Mengen, nämlich 10—15 Tassen zu sich nahmen. Es stellten sich bei ihnen Erscheinungen ein, die eine direkte Einwirkung des im Thee enthaltenen besonderen Stoffes auf das Rückenmark bewiesen. Zunächst machte sich eine schnelle Ermüdung der Beine, verbunden mit Unsicherheit des Ganges bemerkbar. Die nervöse Wirkung von Schlägen auf die Kniescheibe, die gewöhnlich zur Prüfung des Nervenzustandes mit benutzt wird, war besonders stark. An gewissen Körperstellen war die Empfindlichkeit abgestumpft, an andern übertrieben. Die beiden Pupillen zeigten sich ungleich geöffnet. In einzelnen Fällen stellte sich sogar das sogenannte Augenzittern ein, derjenige Zustand, bei dem die Augen nicht mehr gleichzeitig auf einen bestimmten Punkt gerichtet werden können, sondern fortwährend hin- und hergehen. Ein Arzt muß bei solchen Krankheitserscheinungen freilich sorgfältig prüfen, ob sie allein dem Mißbrauch des Theegenusses an sich zugeschrieben werden können, oder ob vielleicht noch etwas andres dabei mitspielt. Es kann sich nämlich gleichzeitig auch um eine Bleivergiftung handeln, da es gar nicht so überaus selten vorkommt, daß eine gewisse Menge von Blei mit dem Thee vermischt ist, falls auf dessen Behandlung und Verpackung nicht die nötige Sorgfalt verwandt worden ist. —

— New Yorker Schätzer. Welch' eine Macht der erste Bürgermeister von Groß-New York ist, erkennt man, wenn man die Gehaltsliste derer betrachtet, die der Bürgermeister ein- und absetzen kann. Da ist vor allem der „Korporationsanwalt“ mit 15 000 Doll. Jahresgehalt und dessen 23 Gehilfen mit einem Gesamtgehalt von 148 000 Doll., von 10 000 absteigend bis zu 5000. Der Polizeikommissar und seine zwei Assistenten beziehen zusammen 17 500 Doll., der Präsidentskommissar mit einem Assistenten 12 500 Doll., und so geht es die lange Reihe von „Kommissaren“ hindurch, denn es giebt Kommissare für Straßenreinigung, für Feuerwehr, Docks und Dampfschiffe, öffentliche Wohltätigkeit, einen Gesundheitsrat, ein Parkdepartement, ein Steuer- und ein Rechnungsdepartement, und wenn man nur die Stellen von 5000 Doll. und darüber zusammenrechnet, über die der Bürgermeister wahrer Meister ist, so erreichen wir die stattliche Zahl von 54 mit einem Gesamtgehalt von 337 000 Doll. Das sind aber nicht alle hochbezahlten Beamten der Stadt New York; der Bürgermeister selber bezieht 17 500 Doll. und ebenso viel die verschiedenen Mitglieder des städtischen Obergerichts, und dazu kommen noch weitere, wie der Staatsanwalt mit seinen Gehilfen, die Polizeiobern usw. Es ist ausgerechnet worden, daß die Unionsregierung für ihre hochbezahlten Beamten, d. h. für solche, die ein Gehalt von über 4000 Doll. beziehen, rund 175 000 Doll. weniger auslegt, als die Stadt New York allein. —

Theater.

Schauspielhaus. „Das große Licht.“ Schauspiel in 4 Akten von Felix Philipp. — Das Problem, welches Philippis neues Stück anwand, ist interessant genug. Ein wirklicher Künstler mit reich quellender Schöpferkraft, ein unermüdbar seinem Werke hingeebener Meister, großzügig in Worten und Vollbringen, frei von jeder Eitelkeit, doch ganz durchdrungen von dem naiven Selbstbewußtsein seiner Größe, dabei ein robuster, frohsüchtiger Naturmensch, offen bis zur Ungeklärtheit — ein solcher Künstler entdeckt ein junges, glückverheißendes Talent. Mit stürmischem Enthusiasmus ergreift er die Partei des Neulings und trotz es dem Widerstande stumpfsinniger Philister ab, daß ihm der Unbekannte als Mitarbeiter bei seinem großen Werk zur Seite gestellt wird. Nun soll der junge Künstler schaffen, aber Hand und Auge verlieren bei der Arbeit ihre frühere Scharfheit. Die Höhe, auf welche ihn die Kraft des Meisters gestellt hat, läßt ihn schwindeln. Alle Grenzen verrücken sich ihm. Die Dankbarkeit, die er dem älteren Freunde gegenüber empfand, verwandelt sich in nagenden Neid und künftigeres Mißtrauen. Ein kleinlich hastender, impotenter Deladentenehrgeiz — das äußerste Widerpiel zu des Meisters großer und fest in sich gegründeter Persönlichkeit — frisst ihm am Herzen und zerstört alles Echte und Ursprüngliche seines künstlerischen Empfindens. Er zermartert sein Gehirn, um in dem letzten Kapellenbilde, das er für des Meisters Donnar zu malen hat, etwas unerhört Neues, eine raffinierte Geniation herauszubringen. Je unwahrer und ausgeklügelter die Idee — er will Sonne und Mond, das große und das kleine Licht, als miteinander ringende Riesen darstellen —, um so grandioser erscheint sie seiner ruhmsüchtigen Eitelkeit. Und als der Meister ihm sorgend die Augen öffnen möchte, da sieht er, der Verblendete, hinter seinem ehrlichen Worte die Frage hämischer Mißgunst. Alle Hemmungsvorstellungen überflutend, bricht der heimlich genährte Größenwahn nun laut in wild phantastischen Prahlereien und wüsten Nachgedrohungen aus. Vergebens, daß der

Freund ihn retten will, die wirren Phantasien treiben den Unglücklichen, der den Triumph des Stärkeren und Besseren nicht überleben kann, in einen selbstgewählten Tod.

In den Händen eines Dichters hätte aus diesem Stoff ein feingestimmtes psychologisches Drama, realistisch und doch zugleich von symbolistischer Größe, werden können. Wie bedeutend ist dieser Kontrast ruhiger künstlerischer Vollkraft und ohnmächtig, mit neidvergerzten Mienen ringender Originalitätsucht gerade in unserer Zeit, der „Uebermenschen“-Mode und mystisch-sinnlosen Kunstgestimmels! Philipp hat, wie zu erwarten war, kein Drama geschaffen, wohl aber ein geschicktes und in manchen Partien direkt wirkungsvolles Theaterstück fündig zurechtgezimmert. Sehr hübsch ist neben der Figur des Meisters (von Matkowski prächtig gespielt), der Organist und Bachverehrer Goldner herausgekommen, ein kurziger alter Junggeselle, grob und bescheiden zugleich, mit seinen sechzig Jahren noch ein echter, jugendlich überströmender Enthusiast für alle wahre Kunst. Jedensfalls so, wie ihn Wohl spielte, müßte man den weltvergessenen Alten lieb gewinnen. Am stärksten wirkte der zweite Akt. Der dritte, in dem der Größenwahn des jungen Künstlers (von Christians wirkungsvoll gespielt) zum Ausbruch kommt, litt schon beträchtlich an innerer Unwahrscheinlichkeit. Im Schlusssatz gar war alle geistige Munition verköstet. Klug kalkulierte dekorative Wirkungen (ein primitiver Stuppelhaal des neuerbauten Doms, ein Aufzug der Gewerke vor dem „Meister“, Anreden und Hochs auf die deutsche Kunst, ein von unten heraufschallender Hallelujagefang usw.) sollten die innere Blöße verdecken. Der Beifall war stark; auch nach dem ganz verfehlten Schlusssatz drang die Opposition nicht durch. —

— n. Freie Volkshöhne. „Heimg'funden.“ Wiener Weihnachtskomödie von Ludwig Angenruber. — Was Angenruber in seiner Weihnachtskomödie, für die er 1887 den Grillparzer-Preis erhielt, darbietet, ist ein Stück vom Thema „Vorderhaus und Hinterhaus“, nur daß hier die Beziehungen zwischen diesen beiden Welten etwas enger geknüpft sind, als bei unsren Modernen: einer Mutter lehrt der jahrelang schmerzlich entehrte Sohn wieder, das Vorderhaus findet den Heimweg zum Hinterhaus. Die Art, in der dieses Heimfinden vor sich geht, ist freilich keine komplizierte. Der Dichter hat es sich beim Aufbau des Stückes nicht allzu schwer werden lassen; er hat die Kontraste scharf gegenübergestellt: den zusammenbrechenden Reichtum und die Armut, die mit hellen, zufriedenen Augen in die Welt schaut, den ehrgeizigen Leichtsinn des zur Höhe klimmenden Strebers und die ruhige Heiterkeit eines Menschen, der nur den Platz ansüßeln will, auf den ihn das Leben gestellt hat. Alle diese Gegensätze hat der Dichter auf zwei Personen seines Stückes gehäuft, auf die beiden Brüder. Dem einen, dem Repräsentanten des Hinterhauses, gab er alle Lichtseiten, dem andern, durch eigne Schuld heruntergekommenen, alle Schattenseiten. Und diese beiden, einander so fern stehenden Naturen finden sich, als der Bankrotten zur Pistole greift, im Gedanken und in der Liebe zu ihrer alten Mutter. Die lichte Lebensheiterkeit des Jüngeren siegt. Der Ältere saßt den Mut, sein Leben wieder von neuem aufzubauen; er kehrt ins Haus der alten Mutter zurück. Mit der Aussicht auf eine durchgreifende Besserung des reinigen Sünders entläßt uns der Dichter.

Die Regie hatte sich alle Mühe gegeben, das an wirklichen Szenen so reiche Stück wirkungsvoll auszugestalten. Ihre Höhe erreichte dieses erfolgreiche Bemühen in der Weihnachtsmarkt-Szene, die an realistischer Treue nichts zu wünschen übrig ließ. Auch von der Aufführung selbst läßt sich nur Gutes sagen. Die beste Leistung, die alles andre in den Schatten stellte, bot Arthur Behrlin als Thomas. Er legte in seine Rolle alle Frische, Liebe und Herzengüte, die der Dichter in dieser Person vereinigt hat. Er war auch der einzige, der den Wiener Dialekt einigermaßen beherrschte. Die andern Darsteller fielen zu oft ins Hochdeutsche. Ernst Pittschau (Dr. Arthur Hammer) spielte die vom Dichter am schlechtesten und parteilichsten bedachte Rolle des heimkehrenden Sohnes; sein Spiel wirkte, meinem Empfinden nach, noch läster, als es wohl in der Absicht des Dichters liegen dürfte. Antonie Vanmeister gab die alte Hammer vielleicht etwas zu weich auf der einen und etwas zu burlesken auf der andern Seite. Gut spielten ferner noch Conrad L'Allemard (Buchhalter Fahnlein), Franz Schläger (Florian) und Klara Wenl (Frau Kandi). —

— Neue freie Volkshöhne. „Osterglocken“, Schauspiel in einem Aufzuge von Paul Remer. — Ein Streit mit Worten um ein Kind. Um ein Kind, das kommen soll. Um das Kind eines Weibes, das keinen angetrauten Mann hat. Die Mutter frent sich über das Kind, mit dem sie geht. Der Pastor schimpft. Die alte Marielen findet so was natürlich, accurat dasselbe ist ihr passiert, vor Jahren. Kandidat Johannes frent sich, daß die Kindsmutter sich frent, findet seinen Glauben an Gott und die Menschheit wieder und geht in die Welt, um das Evangelium der Liebe zu predigen. Amen! Zwischen hinein klangen immer wieder die Osterglocken. War fürchtbar symbolisch! Die Schauspieler gingen ins Zeug. Der Autor ließ sich zweimal anschauen. Soll bei seinen Liedern und Stimmungsbildern bleiben. Rockmats Amen! — x.

Musik.

Es ist für den Kritiker nicht leicht, einem Komponisten das paradoxe Wort zu sagen, daß zu seiner Eigenart auch ein Mangel an thematischer Erfindungskraft, ein Mangel an Eigenart gehört.

Die Bruchstücke aus Siegfried Wagners zweiter Oper „Herzog Wildfang“, die wir jetzt in einem Konzert der Wagner-Vereine gehört, sind es, was uns zu diesem Urtheil veranlaßt. Was wir seiner Zeit über S. Wagners „Värenhäuter“ gesagt, würden wir jetzt vielleicht genau zu wiederholen haben. Mit jener negativen Eigenart verbindet sich nun des Komponisten vornehmste positive Eigenart: die Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Echtheit dessen, was er darbietet. Er giebt wenig, aber von Herzen. All das uns gerade in neudeutschen Kompositionen weisen oft so Bedrückende, Forcierte, Hinaufgeschraubte, mit Uebermassen von Mitteln wenig Erreichende — das ist Siegfrieds Sache nicht. Er hat sich vor allem auf einen bestimmten festen Boden gestellt: auf die Geschichte und Stimmung seines Bayreuther Heimatlandes. Aus diesem Boden entnahm er Stoff und Färbung seines „Värenhäuters“ und nun auch seines „Herzogs Wildfang“ — bei diesem, wenn ich recht sehe, aus einer um etwa ein Jahrhundert späteren Zeit als bei jenem. Sein jetziger Held ist Herzog Ulrich, einer der Hofsohne der Markgrafschaft Bayreuth, sein jetziges engeres Milieu der Zusammenstöße zwischen dem damaligen wildfängerischen Fürstentum und dem frischen Volksleben. An die Charaktere beider Welten, an vornehme Hofsohne einerseits und an das Volkslied andererseits erinnert nun auch S. Wagners Musik, unbeschadet moderner Verarbeitungsmanier. Ein Zug des Frischen, Temperamentvollen, Raiven geht durch all das, was wir da hören. Die Kunst, etwas unversäßlich Natürliches zu charakterisieren, bewährt sich wohl am besten in dem einen der diesmal gehörten Bruchstücke: „Von Reinbarts junger Liebe“. — Der Komponist dirigierte selber. Ein Vergleich mit Dr. R. Mud., der das übrige Konzert dirigierte, ist bei der Verschiedenheit der betreffenden Bedingungen nicht leicht; im ganzen wird doch wohl der Eindruck nicht verfälscht gewesen sein, daß S. Wagner das Orchester mehr animierte als unser Hofkapellmeister.

Noch eine Erschwerung gab es dadurch, daß den Wagner-Stücken die einstündige L-dur-Sinfonie (Nr. 7) von Anton Bruckner voranging. Natürlich nicht ohne eine schriftstellerische Beigabe, die wieder einmal der bösen Welt berriet, was sie an dem braven Bruckner gesündigt habe; ihre Unterzeichnungs-Chiffre „R. St.“ deutet auf einen allerbekanntesten Namen. Diese 7. Sinfonie dürfte im Kompositionentrang Bruckners die auch historisch hervorragendste Rolle spielen. Was wir besonders auffiel, war dies, daß sie gar nicht so neudeutsch-eigenartig ist, wie es nach dem Geschrei der Bruckner-Partei zu vermuten wäre. Prächtige, langatmige Melodien, warm geföhlt, sind wohl das Charakteristischste an ihr. Oder sollte die lastende Breite, mit der das Werk sich und uns dahinzieht, Charakteristischer sein? Wesentlich anders steht es mit Bruckners einziger Kammermusik, seinem Streichquintett. Da geht es so, als sähen wir in einer Starre, die allaugenblicks in eine andre Richtung geworfen wird; wertvolle Themen, doch so durcheinander gehandelt, daß eine sehr weite Umbildung unsres Geschmacks nötig sein würde, um dies wenigstens als Kammermusikstil zu empfinden. Einstweilen giebt es für Berlin noch genug unaufgeführte Kammermusik von der Art, die wir eben unter diesem Namen erwarten dürfen. —

Aus dem Tierleben.

10. Die Geburt der Biene. Dzierzon, ein Meister der Bienezzucht, dem auch die Wissenschaft eine Fülle von Belehrungen über das Leben dieser nützlichen aller Insekten verdankt, hat vor Jahren die Behauptung aufgestellt, daß sich die Geburt der verschiedenen Geschlechter der Biene auf verschiedene Weise vollzieht. Die weiblichen Biene, also die Arbeiterinnen und die Königin, geben aus Eiern hervor, die eine Befruchtung erfahren haben. Die Männchen dagegen werden aus Eiern geboren, die unbefruchtet geliebten sind, und man hat diese wunderbare Erscheinung bei den Biene und bei andern Tieren als „jungfräuliche Zeugung“ (Parthenogenese) bezeichnet. Die Naturforscher Siebold und Lendart haben die Angabe Dzierzons nachgeprüft und bestätigt gefunden. Dagegen ist sie von Bienezzüchtern oftmals in Zweifel gezogen worden. Der berühmte Zoologe der Universität Freiburg, Professor Weismann, hat es daher für wichtig gehalten, eine neue Untersuchung der Frage vorzunehmen, zumal neuerdings von Didel aus Darmstadt behauptet worden ist, daß sämtliche Eier der Biene befruchtet seien, und daß es demnach eine jungfräuliche Zeugung bei diesen Insekten nicht gebe. Didel hatte diesen Schluß aus der Beobachtung gezogen, daß die in den Zellen der Drohnen niedergelegten Eier weibliche Biene hervorbringen, wenn sie in die Zellen der Arbeiterbiene gebracht werden, und umgekehrt. Didel erklärte sich die abweichende Ansicht der früheren Forscher durch die Annahme, daß die Eier nicht sofort nach dem Legen, sondern erst nach einigen Stunden untersucht wären, nachdem die Zeichen der Befruchtung verschwunden gewesen waren, was nachweislich schon nach 15 bis 20 Minuten geschehen sein kann. Professor Weismann hat sich nun von Didel selbst Bieneener liefern lassen und zwei seiner Schüler mit deren Beobachtung beauftragt. Zunächst war es wichtig, denjenigen Zeitpunkt in der Entwicklung der Eier herauszufinden, in dem die Thatsache der Befruchtung am sichersten festgestellt werden könnte. Nach erfolgter Befruchtung tritt in der Umwandlung des Kerns der Eizelle ein Stadium ein, während dessen die im Innern vor sich gehende Körnchenstrahlung die Gestalt eines Sternes annimmt. Da dieser leicht zu erkennen ist, so wird der Zeitpunkt seines

Vorhandenseins die beste Aussicht auf einen sicheren Nachweis der stattgefundenen Befruchtung darbieten. Die Beobachtungen haben nun ergeben, daß jener Stern bei 62 Eiern aus den Zellen der Arbeiterbiene stets bemerkbar war, während er bei 272 Eiern aus den Zellen der Männchen nur in einem Fall wahrgenommen werden konnte. Diese Ausnahme erklärt Weismann durch die Annahme, daß die Königin eben einen Irrtum begangen und versehentlich ein befruchtetes Ei an eine falsche Stelle gelegt hatte. Die Erfahrung der Bienezzüchter bestätigt, daß solche Irrtümer vorkommen und daß daher zuweilen auch einer männlichen Zelle eine Arbeiterbiene statt einer Drohne hervortritt. Die Lehre von Dzierzon und die darauf gegründeten Beobachtungen von Siebold und Lendart haben also eine vollkommene Bestätigung erhalten und die jungfräuliche Zeugung der männlichen Biene bleibt als Thatsache bestehen. Die Forschungen von Didel haben aber eine andre Eigentümlichkeit bei der Geburt der Biene ins rechte Licht gesetzt. Wenn die Eier von der Königin in die Zelle gelegt sind, lassen nämlich die Arbeiterbiene ihnen eine sonderbare Behandlung zu teil werden, indem sie sie beledet und mit Speichel anfeuchtet. Auf die Bestimmung des Geschlechts der Eier hat diese Behandlung jedenfalls keinen Einfluß, aber sie scheint doch von einer wesentlichen Bedeutung zu sein. Wenn die Eier nämlich sofort nach ihrer Ablage derart verwahrt werden, daß die Arbeiterbiene nicht mehr an sie heran und sie also auch nicht beledet können, gehen sie stets zu Grunde, auch wenn sie ihre Entwicklung bereits begonnen haben. Das Beledet der Eier durch die Arbeiterbiene hat daher ohne Zweifel den Zweck, sie vor dem Vertrocknen zu schützen. Die Thatsachen über die Bienegeburt lassen sich also in folgende Sätze zusammenfassen: Das Geschlecht hängt ausschließlich von der Befruchtung ab. Das befruchtete Ei ergibt entweder eine Königin d. h. das einzig vollkommene, nämlich zur Fortpflanzung bestimmte Weibchen des ganzen Volks, oder eine Arbeiterbiene d. h. ein Weibchen mit verkümmertem Geschlechtsapparat. Die Entwicklung der Königin wird erreicht durch eine besondere Ernährung. Aus den unbefruchtet bleibenden Eiern entstehen die Drohnen. —

Notizen.

— Dieser Tage erscheinen die drei ersten Bände einer Sammlung von Meisterwerken der Weltliteratur. Die Sammlung führt den Namen „Pantheon-Ausgabe“, Das Werk erscheint bei S. Fischer in Berlin. —

— Als Lehrer der Rhetorik soll der Vortragskünstler Milan an die Berliner Universität berufen werden. —

— „Der Schatzgräber“, eine Bauernkomödie von Carl Ottenling, wird noch in diesem Winter im Deutschen Theater aufgeführt werden. —

— Wolzogens Dantes Theater bringt demnächst „Die Protestversammlung“ von Dr. Ludwig Thoma zur Aufführung. —

— Galbes „Haus Rosenhagen“ wurde bei der Aufführung im Deutschen Volkstheater zu Wien abgelehnt. —

— Louis Weinerts Dorftragödie „Die Mühlföbäuerin“, das mit dem Konfordinapreise gekrönte Stück, trug bei der Erstaufführung im Neuen deutschen Theater zu Prag einen starken Erfolg davon. —

— Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird demnächst eine neue Operette „Der rote Kofak“ von Victor Holländer in Scene gehen. —

— Für den Ankauf der Galerie Vorghese bewilligte das italienische Parlament 3 600 000 Lire. —

— In einer Versammlung von 30 Berliner Musikreferenten, die am 29. Novbr. stattfand, ist ein Ausschuh gewählt worden, der die Aufgabe hat, zu Vernehmungen im gegebenen Fall Stellung zu nehmen. —

— Preise von 800 M., 450 M. und 250 M. für die besten Plakotentwürfe „Barmen und das Bergische Land“ schreibt der Barmener Bürgerverein (Verkehrs-Verein) aus. Bester Einlieferungsstermin ist der 25. Februar 1902; alles Nähere durch Wilhelm Hysl, Barmen, Neuer Weg 43. —

— Die Ausstellung „Zeichnende Künste“ (Berliner Seceffion) wurde am 30. November, mittags 12 Uhr, eröffnet. —

c. Pierpont Morgan aus New York bezahlte während seines Londoner Aufenthaltes 105 000 M. für ein Exemplar des „Psalmorum Codex“, 1459 von Just und Schöffer gedruckt. Dies soll der höchste Preis sein, der je für ein einzelnes Buch gezahlt wurde. Von diesem Buch sind nur neun im Jahre 1457 gedruckte Exemplare und zwölf im Jahre 1459 gedruckte bekannt. Letztere enthalten ausschließlich das Athanasianische Glaubensbekenntnis. Nach der Meinung der Bibliophilen wurden von jeder der beiden Auflagen ursprünglich nur vierzehn oder fünfzehn Exemplare gedruckt. —

— Bei einer Treibjagd im Traupler Walde (Westpreußen) wurde ein selten schönes Exemplar einer Wildtaube erlegt. —